

7

Paul Parin

## **Statt einer Einleitung: Kurzer Aufenthalt in Triest oder Koordinaten der Psychoanalyse**

Die Reise, von der ich berichte, liegt beinahe vierzig Jahre zurück. Ich fuhr von Prijedor in Nordbosnien nach Belgrad, von dort wieder nördlich, nach Ljubljana. In Triest, das damals von alliierten Truppen besetzt war, gab es einen kurzen Aufenthalt. Dann ging es weiter über Mailand nach Zürich; dort wollte ich meine psychoanalytische Ausbildung beginnen. Der Weg war von Erlebnissen und heftigen Gefühlen begleitet, von denen ich heute die Motive ableite, die mich zur Psychoanalyse gedrängt haben. Stationen der Reise lassen sich als Orte einer Entwicklung beschreiben, die zur Psychoanalyse führt.

In meiner Biographie haben sich kulturelle und politische Einflüsse geltend gemacht. Die Entstehung der Psychoanalyse läßt sich von analogen Einflüssen ableiten, ebenso ihre Etablierung im Wien der zwanziger Jahre. Sogar die heutige Auszehrung und zunehmende Impotenz meiner Wissenschaft ließe sich darauf zurückführen, daß sie geographisch und historisch den kulturellen Spannungen entrückt ist, die ihre Entstehung ermöglicht haben.

Soll ich meinen Weg zur Psychoanalyse typisch nennen? Gewiß nicht. Er ist durchaus individuell, von meinen unbewußten Wünschen und Ängsten mitbestimmt. Aufmerksamkeit verdient er lediglich, weil er sich genau in den Koordinaten bewegt hat, die der Psychoanalyse seit ihrer Entstehung zukommen. Es geht um die Psychoanalyse als kulturelles Phänomen, wenn ich höchst persönliche Erlebnisse erzähle.

Ich halte mich an keine zeitliche Folge. Meine Chronologie stellt das Heute, das Datum der Reise im Juni 1946, Geschehnisse aus dem vorigen Jahrhundert und aus der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg nebeneinander. Die Zeitfolge ist zyklisch, die Erzählung aber natürlich nicht zeitlos. Zeitlosigkeit gibt es nur im Unbewußten. Kulturen verändern sich jedoch langsam und widerstehen historischen Veränderungen in der Regellänger als die Herrschaftsverhältnisse. Oft überdauern sie politische und ökonomische Veränderungen, pflanzen sich über Generationen mit dem Überich fort, das bekanntlich Traditionen und Ideale der Großeltern an die Enkel weitergibt. Mit den Worten von Italo Svevo: »... Die Vergangenheit ist immer neu: Sie verändert sich dauernd, wie das Leben fortschreitet ... In die Gegenwart wirkt nur

8

jener Teil des Vergangenen hinein, der dazu bestimmt ist, sie zu erhellen oder zu verdunkeln.«

Auch dafür, daß ich mit meiner Reisebeschreibung so lange gewartet habe, könnte ich mich auf Italo Svevo berufen: »... Vielleicht denke ich zu langsam, um den äußeren Ereignissen zu folgen, die rascher wechseln als ihre Eindrücke in meinem Gehirn ...« Es ging ja so schnell – der Aufenthalt in Triest dauerte kaum zwölf Stunden. Vierzig Jahre allerdings hätte ich nicht gebraucht, um mich zu sammeln.

Erst ein starkes Moment der Übertragung gab mir die Idee, von dieser Reise zu erzählen: der telephonische Anruf aus der Geburtsstadt meines Vaters, in der er auch begraben liegt. Ich habe diese Stadt immer gerne gehabt, aber nie hier gewohnt, mußte damals noch vor Mitternacht weiter. Etwa ein Jahr nach der Reise hatte ich mich einmal mit einem Vortrag in italienischer Sprache, der Muttersprache meines Vaters, versucht, der in Lugano stattfand, wo mein Vater damals lebte. Ich merkte erst knapp vor der Tagung, daß meine Aussprache beim Vorlesen derart kläglich war, daß mein Freund Elio trotz seiner ungeduldigen Wesensart stundenlang mit mir üben mußte, und konnte mich in der Diskussion nach dem Vortrag nur durch Ausweichen ins Französische einigermaßen halten. Damals hatte ich mir geschworen, einen solchen Versuch der Annäherung nicht zu wiederholen, um meinem Vater nicht noch einmal so ungewappnet in die Quere zu kommen.

Zur letzten Überwindung der Widerstände hat wohl beigetragen, daß ich dabei bin, die Psychoanalyse als Beruf aufzugeben. Ich kann darum meinen eigenen Weg dahin leichter in unpersönliche Gegebenheiten, in die kulturellen Koordinaten der Psychoanalyse eintragen. Widerstände sind überwunden, eine Übertragung treibt an, Erinnerungen werden mit weit verzweigten Einfällen verbunden – die Methode meiner Erzählung wird psychoanalytisch sein. Es ist jedoch spät. Meine Reise zur Psychoanalyse liegt weit zurück, und die Psychoanalyse ist als wissenschaftliche und kulturelle Bewegung vielleicht bald am Ende. Das ist in der persönlichen Analyse nicht anders. Fritz Morgenthaler hat geschrieben: »Wir Analytiker sind immer verspätete Gäste unserer Analysanden«, an Tischen, die längst abgeräumt sind.

Als wir, G. und ich, im Herbst des Jahres 1945 nach Zürich zurückkamen, wurde es kalt. G. war mit den Internationalen Brigaden im Spanischen Bürgerkrieg gewesen, zusammen waren wir im Herbst 1944 aus der Schweiz als Freiwillige in die Jugoslawische Partisanenarmee gegangen. Das nannten wir unsere »Patentlösung«. Nach dem Ende

des Krieges konnten wir uns in Jugoslawien noch einige Monate lang chirurgisch betätigen. Dann mußten wir zurück in die trübsinnig fleißige Stadt Zürich. Im Kampf gegen den Faschismus hatten wir uns jung und lebendig gefühlt. Nach dem Sieg waren wir überflüssig. In der neuen

Zeitschrift *Minotaure* fanden wir uns definiert. Roger Caillois nannte die siegreich Überlebenden »Etres de Crépuscule«, Wesen der Dämmerung. Die Kämpfer gegen die Unmenschlichkeit, die braven und glühenden Antifaschisten mußten in den Schatten treten. Militärische Kohorten und bürokratische Verwalter übernahmen die Reste Europas und gingen daran, auf ihre Weise Ordnung in die zerstörten Länder zu bringen, die wir Befreier ihnen räumen mußten.

Für uns beide fand G. noch einmal einen Ausweg, heraus aus dem erstarrenden Packeis des kalten Friedens. Mit den sparsam gewährten Mitteln des »Don Suisse«, der Schweizer Nachkriegshilfe, entstand die Poliklinik Prijedor. Da hatten wir eine glückliche Zeit, bis unerwartet und plötzlich das Telegramm eintraf, das mich nach Zürich rief. Ich konnte eine psychoanalytische Ausbildung beginnen. Wenn sich ein lange unterdrückter unbewußter Wunsch durchsetzt, entsteht leicht der Eindruck, als sei ein Schicksalsschlag von draußen oder gar von droben niedergefahren.

Die Poliklinik Prijedor war während der ersten Monate ihres Bestehens ein erfreuliches Unternehmen. Die Bauern in den Bergen der Umgebung waren während fünf Jahren ohne ärztliche Versorgung geblieben, weil Krieg war und auch weil sich die muselmanischen Bosnier weder den Ärzten des kroatisch-faschistischen Nationalstaats der Ustascha noch den deutschen und auch nicht den Sanitätern der vorüberziehenden Partisanen anvertrauen mochten. Jetzt kamen sie in Scharen, brachten ihre Kranken auf die Tragsättel der mageren Pferdchen gebunden oder im Stroh von Ochsenkarren über holprige Bergpfade in die Stadt. Die ersten Wunderkuren gelangen. Skorbutkranke krochen auf allen Vieren herein. Nach einigen Vitamininjektionen hörten die Blutungen in die Kniegelenke auf und sie machten sich mit sicherem Schritt auf den Weg, zurück in ihre Hütten. Nach wenigen Tagen war der Andrang so groß, daß die Hilfesuchenden die Tür der Poliklinik beinahe eindrückten. Man mußte das Parteikomitee zu Hilfe rufen, die Polizei gab nummerierte Zulassungsscheine aus. Das nützte nicht viel, da nur die wenigsten die Nummern lesen konnten und auch das Gerücht aufkam, die Partei stelle ihren Freundchen Scheine mit niedrigen Nummern aus, so daß sie sogleich vorgenommen wurden, während alle anderen tagelang warten mußten. Es kostete nicht geringe Mühe, die Polizei wieder auszuschalten.

Unsere Stimmung war ausgezeichnet. Acht junge Krankenschwe-

10

stern waren aus der Schweiz gekommen, ein Kinderarzt, die Ärztin Beth, die schon früher mit uns gearbeitet hatte, und vor allem Fritz Morgenthaler, mit seiner jungen Begeisterung für die Medizin und den Kommunismus. Es gab keinen Chef. G. war die Seele des Betriebs; das Notwendige war ihr selbstverständlich. Die Neuen summten die Partisanenlieder mit, die G. bis spät in die Nacht zur Gitarre sang. Es war eine richtige Brüderhorde, in die ich hineinkam und in der ich mich so wohl fühlte wie schon lange nicht.

Denn ich war nicht von Anfang an dabei gewesen. Ich hatte mich einer chirurgischen Mission in Zagreb angeschlossen, weil ich glaubte dort nützlicher zu sein, und auch weil G. ihre Poliklinik ohne mich in Gang bringen wollte. Die Trennung von ihr war freiwillig, wie man so sagt. Pflichtgefühl, Überich, kein äußerer Feind, gegen den ich kämpfen konnte. Bei den Chirurgen in Zagreb herrschten schweizerische Verhältnisse, das heißt kühle Beziehungen zwischen eigenbrödlerischen Frauen und Männern, das ärztliche vom untergeordneten Personal sauber getrennt, die Patienten zugeteilt, hergeschafft, bald wieder evakuiert. Ich wußte G. im Kampf mit dem Elend, das die faschistischen Usurpatoren über das Volk gebracht hatten. Ich war sozial überflüssig und fühlte mich darum ungeliebt, war frustriert in meiner phallischen und sexuellen Bedürfnissen – während die Geliebte sich in ihrer solidarischen Gemeinde wohlfühlen mußte. Ich wurde krank. Eine schmerzhaft Urethritis brachte die Kastration körperlich zum Ausdruck, war Strafe für die unterdrückte Aggression gegen die Geliebte, die Brüder und Schwestern, die sie umgaben, den Feind, der in geordneten Spitalbetrieb nicht mehr in Erscheinung trat. Mit der Krankheit war mir auch der Ausweg, eine Geliebte zu suchen, um mein Selbstgefühl wiederherzustellen, verschlossen.

Der »soziale Tod« tritt ein, wenn die gewohnten Bindungen zerbrechen, Zuwendung, Achtung oder Furcht, die man eingeflößt hat, auf einmal hinschwinden. Das kann geschehen, wenn eine bürgerliche Familie plötzlich verarmt. Erzwungene Auswanderung oder freiwillige Emigration sind andere Beispiele. Regelmäßig führt der soziale Tod zu einem Zusammenbruch, zu psychosomatischer Krankheit oder seelischem Leiden, manchmal zur Psychose – bis man sich an die neue soziale Situation angepaßt hat und sich das Innenleben reorganisiert (Erdheim und Nadig, 1979). G. hatte mit Prijedor den sozialen Tod noch einmal vermieden. In ihrer Brüdergemeinde stand der Feind draußen, war mit Mut und Tüchtigkeit unterzukriegen. Ich war in Zagreb in eine halbwegs anomische Situation geraten. Was lag näher, als einige günstige Umstände auszunützen, die mir erlaubten, mich der Prijedor-Gruppe anzuschließen. Augenblicklich war ich geheilt, orga-

11

nisierte ein chirurgisches Notfallspital zur ambulanten Station dazu und stritt mit den Behörden, was leider immer häufiger nötig war.

Es war unser Glück, daß die medizinische Arbeit beinahe über unsere Kräfte ging. Wir konnten und mußten darüber hinwegsehen, daß sich die Partisanenbewegung rasch und tiefgreifend veränderte. Die Kultur des Widerstands verkam in wenigen Monaten, das soziale Gewebe, das uns trug, wurde starr und brüchig. Zuerst veränderte sich die Partei. Der Übergang vom anarchistischen Aufbruch der Guerilla zur stalinistischen Bürokratie erfolgte nahtlos, scheinbar

ohne Zwang. Sobald der äußere Feind besiegt und verschwunden war, kam das patriarchale Erbe, das Überich mit seiner Kraft zur Unterwerfung und Selbstbestrafung in jeder einzelnen Person zum Zug. Mit den Funktionären der Partei gab es immer neue Konflikte. Die Patienten strömten voll Zutrauen in die schweizer Poliklinik; um den Betrieb weiterführen zu können, mußten wir den Behörden drohen und sie mit kleinen Gefälligkeiten und großen Versprechungen verführen. So stark war unser Wunsch, daß es so weitergehe wie bisher, daß wir kein Wort und keinen Gedanken über die Zukunft verloren. Wir hätten sagen müssen, daß es für uns in Jugoslawien keine gab.

Hier eine erste Bemerkung zur Psychoanalyse. Sie ist von einem Emigranten gegründet worden, dessen ärmliche jüdische Familie hoffnungsvoll den Sprung aus der mährischen Kleinstadt nach Wien, in die Kapitale, gewagt hatte. Sie verdankt beinahe alle Fortschritte Männern und Frauen, die – so wie wir damals – nahe daran waren, den sozialen Tod zu erleiden. Während eine spätere Analytikergeneration gezwungen war, über den Ozean auszuwandern, wechselten die Wiener Analytiker zumindest von einer Kultur in die andere. In der beinahe aussichtslosen Anstrengung, sich der Gesellschaft, die sie aufnehmen sollte, anzupassen und sie gleichzeitig nach dem Muster der mitgebracht-überlieferten Ideale zu verändern, blieb ein einziger Weg über den Abgrund der Anomie offen; und wenn es nicht der einzige Weg war, so doch die »via regia« ins Herz der Zivilisation. Die Brücke war das Mitgefühl für das tragische Schicksal der Bedrängten. Das kam einst aus der erzwungenen Nächstenliebe armer Juden in den Gettos des ›Schtetl‹, aus der unendlichen Erfahrung geteilten Leidens im slawischen Osten, aus dem militanten Humanismus verfolgter Sozialutopisten. In Wien und in den anderen mit Industrie und Handel prosperierenden Großstädten bot sich vor allem der Beruf des Arztes als Kämpfer gegen Leid und Leiden an. Als Freud ein guter Arzt geworden war, machte er die Entdeckung, daß die gierige Anstrengung, mit der er die neue Kultur erobert hatte, ihn nicht unbedingt

12

dazu verurteilte, die mitgebrachten Ideale aufzugeben. Er hat es im Motto zur *Traumdeutung* formuliert, wie seine Psychoanalyse zur Kultur steht, in der sie entstanden ist, in der Psychoanalytiker leben und arbeiten: »Flectere si nequeo superos/acheronta movebo«, wenn ich die Herrschenden nicht beugen kann, werde ich die aufrühren, die da unten sind.

Nach dem Sturz der in kolonialer Herrschaft erstarrten Monarchie kamen sie aus dem Osten nach Wien, an die Berggasse 19, um wenigstens die Pseudomoral einer dekadenten Bürgerschicht scharf beobachtend zu analysieren. Bei der großen jüdischen Emigration nach England und Amerika brachten dann die europäischen Analytiker das Rüstzeug mit, die puritanische

Sexualmoral der neuen Großmacht Amerika zu entlarven und zu sprengen. Zehn marxistische Analytiker um den unermüdlichen Otto Fenichel, der nach Kalifornien ausgewandert war, kämpften an zwei Fronten. Als ehrbare Ärzte förderten sie öffentlich die Kunst, neurotisches Leiden zu beheben, betrieben und lehrten wissenschaftliche Psychoanalyse. In geheimen Briefen, gleich einer verbotenen Partei im Untergrund, kritisierten sie Gesellschaft, Staat und Kultur der USA.

Hätte ich im Juni 1946 die Geschichte der Psychoanalyse, die Hoffnungen, Siege und Niederlagen aller der Außenseiter gekannt, die den Kultursprung gewagt hatten, die mit dem Rüstzeug der Psychoanalyse ausgezogen waren (der Wissenschaft, die zugleich Tarnkappe ihrer unnachgiebig revolutionären Gesinnung war), dann hätte ich nicht den Kopf verloren, als das Telegramm aus Zürich eintraf. Ich wäre ruhig und bereit gewesen.

An jenem Tag Anfang Juni war es schon am frühen Morgen sommerlich warm. Als ich über den Hof hinüber in das ehemalige Schulgebäude ging, in dem wir den Operationssaal eingerichtet hatten, warteten die Patienten zahlreich wie immer. Es gab nichts besonders Dringliches zu tun. Die vom Joch befreiten Ochsen standen hinten an den Karren und fraßen vom Stroh, auf dem der Kranke lag. Entlang der Wand kauerten die Frauen und Mädchen, Schwester Marianne ging eben von der einen zur anderen, hob jeder den viereckigen schwarzen Schleier unter dem bunten Kopftuch hoch, warf wie durch ein Fensterchen einen Blick auf das Gesicht, um zu sehen, welche sie neu einschreiben mußte. Auch mit den Operationen ging es gut vorwärts, G. reichte mir die Instrumente, es waren nur einige kleinere Eingriffe vorgesehen.

Es war schon spät am Vormittag, als Sonja, unsere jugoslawische Gehilfin, hereinkam, die wir gerne hatten, obwohl wir vermuteten, daß sie jedes Wort, das bei uns gesprochen wurde, dem Parteikommissar

13

weitergab. Sie hielt mir einen Zettel vor die Nase. »Ein Telegramm für dich, Genosse Doktor.« Ich konnte die Arbeit nicht unterbrechen und bat sie, es mir vorzulesen. Das Telegramm war von der Sekretärin der Neurologischen Universitätspoliklinik in Zürich. Wenn ich mich innerhalb von vierzehn Tagen dort meldete, könne ich als Assistent vom Kanton Zürich angestellt werden. Doktor Katzenstein, der Leiter der Poliklinik, lasse ausrichten, er hoffe, daß ich das Angebot annehmen würde.

Die Nachricht traf mich gänzlich unvorbereitet, obwohl ich alles getan hatte, um einmal an dieser Klinik anzukommen, weil es die einzige Klinik in Zürich war, an der ein liberaler Ton herrschte. Vor mehr als zwei Jahren hatte ich ein Abkommen mit der Sekretärin getroffen. Wenn unerwartet eine Assistentenstelle frei würde – es waren vor mir über hundert Bewerber eingeschrieben –,

sollte sie mich benachrichtigen. Der weitaus wichtigste Grund, mich für diese Stelle zu interessieren, war, daß wir beide, G. und ich, in langen Gesprächen zu dem Schluß gekommen waren, wir müßten uns zu Psychoanalytikern ausbilden, wenn Krieg und Faschismus einmal zu Ende seien. Im wissenschaftlichen Studium des Menschen liege die Möglichkeit, die Gründe katastrophaler politischer Entwicklungen zu erforschen, um solches Unheil in Zukunft womöglich zu verhindern. Meinen Glauben, daß gerade nur die Neurologie den Zugang zur Psychoanalyse erschließen könne, führe ich heute darauf zurück, daß ich wußte, daß Sigmund Freud Neurologe war, bevor er seine Entdeckungen zur Psychoanalyse machte. Meine Bewunderung für den großen Mann stand im Konflikt mit meiner Ablehnung jeder etablierten Autorität. Ich hätte wissen müssen, daß die Neurologie zur psychoanalytischen Ausbildung nichts beiträgt. Wie bei einer Fehlleistung war dieses Wissen und der ungelöste Konflikt ins Vorbewußte abgedrängt und wirkte von dorthier als irrationale Verstärkung meines Motivs, vor der psychoanalytischen eine neurologische Ausbildung zu beginnen.

Sonja legte die Depesche hin und verschwand. Ich beugte mich über meinen Patienten. Überlegen konnte ich später. Als ich wahrnahm, daß ich immer wieder zur Küchenuhr aufsah, die in unserem improvisierten Operationssaal an der Wand hing, bat ich G., den Rest der Arbeit mit Fritz zu erledigen. Ich müsse Zeit haben, um über meine Zukunft nachzudenken. »Ja, natürlich«, sagte G., »aber iß vorher noch etwas.« Es war noch nicht Mittag; in der Küche aß ich einen großen Teller der köstlichen Walderdbeeren, die unsere Patienten gebracht hatten. Vor mir lag das Telegramm, der deutsche Text nur wenig entstellt, durchaus verständlich. Ich will mir alles genau überlegen: weiter Chirurg sein, in Jugoslawien bleiben, Antifaschist, Kommunist,

14

Abenteurer im Kampf für eine bessere Welt. Oder: allein zurück in die Schweiz, wieder Schüler sein, ein Weg voll Entbehungen und vielleicht ohne Erfolg, erst die eigene Seele erforschen, stillhalten, bis das geistige Rüstzeug erworben ist.

Ich ging hinauf in den Schlafraum und legte mich aufs Bett, um mich zu sammeln. Zuerst wollte ich überlegen, ob ich überhaupt von hier fort könnte. Die Operationen der letzten Tage, die nötige Nachbehandlung, was für Fälle würden noch kommen – nichts, das Beth und Fritz nicht auch ohne mich behandeln konnten. Dann fiel mir ein, daß die Leiterin des Kroatischen Roten Kreuzes, eine schöne und kluge Frau, Partisanin der ersten Stunde, mir kürzlich gesagt hatte, daß sie mich gerne als Chirurgieprofessor an der neugegründeten Universität Škoplje sehen würde. Ich hatte lachend abgelehnt, ich war wirklich kein hervorragender Chirurg. Jetzt dachte ich: das ist ein Beweis dafür, daß man mich in Jugoslawien behalten will. Ein Grund fortzugehen war aus der Chirurgie nicht abzuleiten.

Vielleicht, so dachte ich, könnte ich im Freien klarer denken. Ich ging das Bahngeleis entlang, durch die Gemüsegärten der Stadt, dann über die Wiesen in den Auwald. Ein feiner Duft von Walderdbeeren stieg mir in die Nase. Hier wuchsen keine. Im Kellerraum unseres Spitals standen große Körbe mit frischgepflückten Walderdbeeren, Gaben dankbarer Patienten. Es gab viel mehr davon, als wir aufessen konnten. »Wer wird die alle essen, wenn ich fort bin«, mußte ich denken. Ich versuchte, die dumme Frage wegzuscheuchen. Nichts anderes fiel mir ein. Ich erinnerte mich nicht mehr, warum ich mich seinerzeit um die Stelle in Zürich beworben hatte, konnte auch an meine Zukunft als Chirurg nicht mehr denken. Das Problem der Walderdbeeren nahm immer mehr Raum ein. Da ich den Gedanken nicht loswerden konnte, aber doch wußte, daß in diesen Stunden die Entscheidung über mein künftiges Schicksal zu treffen war, mußte ich etwas unternehmen. Vielleicht nochmals Erdbeeren essen? Bei diesem Einfall wurde mir übel, als ob ich zu viel Erdbeeren gegessen hätte. Ich setzte mich in Trab. Schließlich ließ ich mich schweißgebadet ins Moos fallen und schloß die Augen. Ich sah ganze Berge Walderdbeeren vor mir. Langsam ging ich zurück. Es gelang mir überhaupt nicht, mich auf die Entscheidung zu konzentrieren. Entweder war der Kopf leer, oder es tauchten die verfluchten Beeren wieder auf. Eine Gier hatte mich ergriffen, die jeden anderen Gedanken wegschwemmte. Immer wieder sah ich auf die Uhr. Vor sechs wollte ich G. im Laboratorium nicht stören. In der Poliklinik angekommen, blieb ich noch im Hof, in dem jetzt keine Patienten mehr warteten. Ich glaubte, den Verstand zu verlieren. »So ist es, wenn die Psychose ausbricht«, dachte ich. Der

15

Gedanke tröstete mich sogar, weil er die Zwangsvorstellung zwar nicht unterbrach, aber immerhin begleitete.

G. ließ die Arbeit sofort sein. »Du siehst ganz verstört aus«, sagte sie, und ich erzählte ihr erst einmal die Geschichte mit den Erdbeeren. G. mußte lachen: »Darum handelt es sich wirklich nicht, die werden wir eben ohne dich essen, es fällt dir einfach schwer wegzugehen.« Ich erwähnte noch die Bemerkung der Rotkreuzpräsidentin. Dann fiel mir die Geschichte mit dem Heizmaterial für den Sterilisator ein. Der »Don Suisse« hatte statt eines Sterilisationsapparats für chirurgisches Material einen Dampfkessel für Schweinefutter geliefert. Das war eine gemeine Sabotage der Arbeit »für den Kommunismus«, wie es in Bern hieß. G. war es gelungen, den Kessel als Feuchtsterilisator zu verwenden. Das ging nicht schlecht, wenn man mit trockenem Buchenholz heizte. In diesen Tagen drohte der Brennstoff auszugehen, und die Stadtverwaltung, die das Holz besorgen sollte, rührte sich nicht. Schließlich ging ich selber zum höchsten Parteimann der Stadt. Er ließ mich mehr als vier Stunden warten, es gab eine äußerst unangenehme Unterredung, und erst als ich ihm drohte, unser Gesandter werde über das



Außenministerium ihn persönlich als Saboteur der Schweizer Hilfsmission denunzieren, war er bereit, den Lieferschein für die städtische Verwaltung auszustellen. Ich hatte von der Unterredung nicht erzählt, da ich unsere Leute nicht entmutigen wollte. Jetzt wurde ich nachträglich wütend auf den idiotischen Kommissar. »Es ist klar, daß wir hier nichts mehr verloren haben«, sagte G., »ich bleibe natürlich da, bis die Jugoslawen so weit sind, die Poliklinik zu übernehmen. Das dauert sicher weniger als ein Jahr. Dann komm' auch ich zurück. Du mußt inzwischen einen Analytiker finden und mit der Psychoanalyse anfangen. Das haben wir uns doch schon lange gewünscht.« Ich war wieder klar im Kopf. Die bevorstehende Trennung machte mich traurig. Doch war das lähmende Gefühl in bedondere Energie umgeschlagen. Noch vor dem Nachtesen hatte ich alle meine Patienten Beth und Fritz übergeben. Es war gar nicht so sicher, ob ich innerhalb von vierzehn Tagen nach Zürich gelangen könnte; die anderen zweifelten daran, nur ich war übermäßig sicher, daß es gelingen würde.

Für mich ist die Episode mit den Walderdbeeren wichtig, weil es das erste Mal war, daß ich von Zwangsdanken überfallen wurde (ein zweites Mal kam es dazu während meiner Analyse, anlässlich einer kurzen Unterbrechung und Trennung vom Analytiker). Interessant wird der Vorgang erst, weil mir dabei etwas zugestoßen oder – wenn man so will – geglückt ist, das alle Analytiker einmal leisten oder leisten sollten. Eingebettet in eine tragende kulturelle Illusion, im

16

schiefen Kompromiß mit einer korrupten Gesellschaft wäre die Psychoanalyse nie entstanden. Auch das Genie von Sigmund Freud mußte erst schmerzhaft darauf verzichten, eingebettet in irgendeine tragende Gruppe oder Idee seine eigenen idealen Ziele zu erreichen. Jede kulturelle Illusion ist mit der Psychoanalyse unvereinbar. Wer das Unbewußte erforschen will, muß dazu kommen, die unbewußte identifikatorische Gleichschaltung mit irgendeiner ideologischen Gemeinschaft, mit Kirche, Staat, Partei und auch mit der internationalen Gemeinde der Analytiker kritisch in Frage zu stellen und wenn nötig aufzugeben.

Ich möchte näher erklären, wie ich von der peinlichen und lächerlichen Episode zu solchen Behauptungen komme. Der Weg zur Psychoanalyse hatte sich für mich – und ebenso für G. – seit langem wieder zu einer »Patentlösung« konstalliert. Das heißt: So, und nur so, war es mir möglich, meine Ziele, die aus der Emanzipation von kindlichen Konflikten herstammten, zu verfolgen, also weiterhin eigenständig gegen Unterdrückung und Ausbeutung zu protestieren, im Einklang mit dem Ichideal; das hieß gleichzeitig auch, das aus sexuellen Quellen gespeiste Forschungsinteresse zu befriedigen; schließlich konnte ich hoffen, damit eine gesellschaftliche Rolle zu finden, die meinen Ich-Interessen entsprach. Die Frage ist berechtigt, wieso ich so einen

hochbesetzten Wunsch vorübergehend vergessen konnte. Wieder drohte eine Trennung. Ich wußte, daß G. mich nicht zurückhalten würde. (Ihre Wünsche waren den meinen sehr ähnlich.) Wiederum mußte ich die Aggression, die von der drohenden Frustration ausgelöst wurde, unterdrücken. Ebenso wichtig scheint mir die Wut aus Enttäuschung über die jugoslawischen Genossen zu sein, mit denen ich früher eine so glückliche identifikatorische Beziehung hatte. (Diese Wut kam im nachträglichen Zorn über den bürokratischen Kommissar zum Ausdruck.) Ein Blick auf Struktur und Inhalt der Zwangsgedanken führt weiter. Walderdbeeren, das ist noch heute meine Lieblingsspeise. Der Geruch ist mit einer glücklichen Erinnerung an meine Mutter verbunden. Im Juni, wenn die Erdbeeren in den Waldlichtungen unseres Gutes in Slowenien reif waren, pflegte sie, die doch immer soviel zu tun hatte, jedes Jahr mit uns Kindern einen Ausflug zu machen. Sie nahm Zucker und Sahne mit, wir lernten, die Beeren in kleine Körbe zu pflücken. Ihr großer Korb war natürlich viel schneller voll duftender roter Beeren. Am Rand der Lichtung gab es ein Mahl, das selbsterworben und darum doppelt köstlich war. Orales Genießen ist mir zugänglich geblieben. Zum Zwang konnte die orale Regression werden, weil ein glückliches Gefühl bedroht war. Ich war dreifach aufgehoben gewesen: in der Liebe mit G., in der brüderlich-schwesterlichen Gruppe (ein-

17

schließlich unserer lebenswürdigen Patienten) und in der jugoslawischen Befreiungsbewegung, in der wir viel mehr daheim waren als je in unserem Vaterland. Daß die Gemeinschaft »meine Mutter« bedeutete, das ist heute eine banale psychologische Aussage. Damals wußte ich nichts davon.

Nur der aktive Verzicht auf das Gefühl emotioneller Geborgenheit macht Psychoanalyse möglich. Keine Analyse kann gut gelingen, wenn der Patient oder die Patientin im Analytiker der doch da ist, um *jede* psychische Äußerung in Frage zu stellen – die mütterliche Atmosphäre, die er braucht und sucht, vom gleichen Gefühl beantwortet findet.

Alle die Emigranten aus Wien und Berlin waren in den angelsächsischen Ländern nicht nur auf eine Fremdsprache angewiesen. Ihre mütterlichen Gruppen waren zerbrochen; die höchst legitimen und im erwachsenen Leben oft so störenden Wünsche nach Geborgenheit standen offen zur Diskussion. Diejenigen, die sich dazu hergaben, in der Kaste der Kollegen und Kolleginnen statt gleichwertiger Partner oder Gegner doch wieder unbewußt einen tragenden Mutterboden zu suchen, gaben ihre Wißbegier und Kritik bald auf. Freud sagte von sich, er haben jenes »ozeanische Gefühl« nie empfunden. Aus seiner Lebens- und Leidensgeschichte wissen wir, warum er sich den Wunsch zur oralen Heimkehr so lange und immer wieder versagen mußte, bis er ihn nicht mehr kannte. Die Sucht, Zigarren zu rauchen, die er wider alle Vernunft nie bekämpft

hat, war ein später und aufs einfachste eingeschränkter Ersatz für das, was anderen scheinbar mühelos, unverdient und unentbehrlich aus der Gemeinschaft und aus geteilten Illusionen und Tagträumen zufließt.

Ich wurde an jenem Abend in Prijedor zuerst einmal überaus aktiv, sicherlich eine Reaktion auf meine frustrierten Wünsche nach Zugehörigkeit, ein Versuch, sie abzuwehren. Zuerst mußte ich nach Belgrad. Neuerdings durfte kein Ausländer das Land verlassen, ohne vorher durch Vermittlung des Außenministeriums die Bewilligung der UDBA, der Sicherheitspolizei eingeholt zu haben. Im Zug nach Belgrad war ich ungeduldig und besorgt, wie lange die bürokratische Prozedur wohl dauern würde. Ich zählte entlang der Bahnlinie die verbrannten oder sonstwie vom Krieg beschädigten Häuser. Dann schlief ich ein.

Damals war Dr. Eduard Zellweger Gesandter der Schweiz in Jugoslawien. Der hervorragende Jurist und Sozialdemokrat war auf den exponierten Posten berufen worden, weil die Schweizer Regierung hoffte, über Jugoslawien die diplomatischen Beziehungen mit der

18

Sowjetunion wiederherzustellen, die zur Zeit von Bundesrat Motta, dem Bewunderer Mussolinis, unterbrochen worden waren. Zellweger hatte Erfolg, weil die Schweiz bei der jugoslawischen Regierung unverdienterweise gut angeschrieben war, was unter anderem daran lag, daß sich der Gesandte auf unsere chirurgische Mission bei der Befreiungsarmee berufen konnte. Wir hatten nichts dagegen, obwohl wir alles andere als die Rehabilitation der Schweizer Politik von den Folgen ihrer profaschistischen Phase bezweckt hatten. Der Gesandte empfing mich sofort und erklärte mir ohne jede diplomatische Verkleidung, daß er kein Ausreisevisum für mich beantragen werde. Als Freund tue ich ihm leid. Als Jurist könne er nicht anders handeln. Die jugoslawische Regierung habe die Schikane ohne zureichenden Grund eingeführt. Die Antwort auf seinen energischen Protest stand aus, und die Gesandtschaft wolle nicht um ein Ausreisevisum einkommen, bis nicht wenigstens die Schweizer Hilfskräfte vom Visumzwang befreit würden. Er riet mir, mich als Privatmann an das Außenministerium zu wenden, und setzte es immerhin durch, daß mich der stellvertretende Außenminister noch am selben Nachmittag empfing.

Das Büro des Ministers lag im obersten Stock eines ehemaligen Bankgebäudes und war eher schwerfällig als elegant eingerichtet, wie es sich im »alten Jugoslawien« für den Herrn Direktor schickte. Der Minister war städtisch gekleidet, sein Gesicht das eines jungen Bauern. Jedenfalls kein Bürokrat, dachte ich. Die Unterredung begann recht unangenehm. Warum nicht die Gesandtschaft das Visum beantrage? Eine Antwort wäre nach spätestens vierzehn Tagen zu erwarten. Ich versuchte zu erklären, warum ich nicht so lange warten könnte. Er schien mir nicht

zu glauben. Ob es mir in Jugoslawien nicht gefalle? Wieso ich in Prijedor nicht mehr gebraucht würde? Ob ich den Bericht der Polizei über mein Gesuch vermeiden wolle?

Ich wiederholte mein Ansuchen. Der Minister verließ den Raum, vielleicht um sich mit einem Schnaps zu stärken. Ich blieb allein mit dem Sekretär, der stumm in einer Ecke saß. Auch er sah aus wie ein Partisan. Ich wandte mich an ihn: »Es scheint, daß es schief geht. Genosse, kannst du mir sagen, was ich vorbringen kann, damit ich auf die verdammte Bewilligung nicht zu warten brauche?« Der Sekretär sah zu Boden: »Der Minister ist eben nicht gewohnt, daß ihn Delegierte aus dem Ausland mit ›du‹ anreden. Vielleicht findet er, daß du die jugoslawische Regierung nicht respektierst.« Ich lachte noch, als der Minister wieder hereinkam. »Genosse Minister«, begann ich, »entschuldige, daß ich dir ›du‹ sage. Ich kann es nicht anders. Ich habe als Freiwilliger im Zweiten Revolutionären Armeekorps der Volksbefreiungsarmee gedient. Du weißt, bei den Partisanen gibt es kein ›Sie‹

19

und kein ›klanjama se‹ (etwa ›Ihr ergebener Diener‹). Ich rede so, wie ich es bei den Partisanen gelernt habe. Drum bitte ich dich als Genosse, gib mir den Wisch.« Das Gesicht des Funktionärs veränderte sich. Seine Stirn, die von einem ganzen Gebirge von Sorgenfalten beladen war, wurde glatt. Ein Schwall von Flüchen strömte aus seinem Mund, zuerst das übliche »(der Teufel) soll deine Mutter...«. Dann packte er mein Handgelenk und schüttelte meinen Arm, als ob er ihn ausreißen wollte. »Warum hast du das nicht gesagt? Ich habe geglaubt, daß du so ein faschistischer Reaktionär bist. Aber ›drugarski‹ (als Genosse), wie kann ich dir helfen? Sag schon, was du haben mußt.« Ich kam nicht zu Wort, denn er wiederholte alles, was ich gesagt hatte, und wurde dann traurig. »Recht hast du, Genosse Doktor. Wir müssen jetzt alle schauen, was wir im Leben anfangen, wo der Okkupant vertrieben ist. Mich haben die Genossen zum Minister gemacht. Wie soll ich dir helfen? Wenn ich dir den Stempel gebe, das kann ich nicht machen, dann kommt die Polizei über mich. Und du bekommst einen Prozeß wegen Bestechung. Das sind schreckliche Bürokraten. Weißt du nichts anderes?« Er litt sichtlich. Ich wollte nicht gleich nachgeben. »Du bist Minister. Die UDBA (die Staatspolizei) muß machen, was du sagst.« »Genosse, Doktor, Bruder, du weißt doch, wie die sind. Die sind so dumm. Denen kannst du nichts erklären. Du mußt nach Triest. Für die sind alle, die ins besetzte Triest wollen, britische Spione. Aber einen alten Partisanen, der allein über die Linie geht, den würden sie nie fangen. Dazu sind sie nicht imstande.« - »Du hast recht, Genosse Minister. Die sind zu blöd. Konspiracija!« (Bei den Partisanen hieß das »es bleibt geheim«.) Ich warf einen Blick auf den Sekretär. »Das ist Mirko, er ist mein Genosse von der Ersten Proletarischen Brigade. Genosse Doktor, du wirst Glück haben. Tod dem Faschismus«, und er küßte mich auf beide Wangen. Ich

mußte noch einen Schnaps trinken. Da keine Gläser da waren, ging die Flasche reihum. Ich sprang die Prunktreppe des alten Bankpalasts hinunter. Wir Brüder Partisanen brauchen keinen Stempel und keine Polizei. Das Glück, das er mir gewünscht hatte, verließ mich nicht, solange die Reise dauerte. Auch das Glücksgefühl blieb.

Triest war vor einem Jahr von slowenischen Partisanen besetzt worden. Churchill wollte es dem Westen, »seinen« Italienern zuschanzen und ließ unverbrauchte Truppen aufmarschieren. Tito war Soldat genug, um nicht einen aussichtslosen Kampf gegen die Alliierten des antifaschistischen Krieges zu riskieren. Stalin hatte ihm zum Rückzug geraten. Zähneknirschend zog sich die siegreiche jugoslawische Befreiungsarmee in die Karstberge zurück, nachdem die Partisanen ihre Enttäuschung an Faschisten, Kollaborateuren und vielen einfach nur

20

italienischen Bürgern der Grenzstadt abreagiert hatten. Obwohl England und Jugoslawien noch als Verbündete galten, lagen im Karst seit dem letzten Sommer die beiden Armeen einander gegenüber, in befestigten Stellungen, gespannt und mißtrauisch wie Feinde.

Mein Weg in die Schweiz ging über Triest. Die Versiegelung der Nordgrenze galt als dicht, die Behörden der Besetzungszonen in Österreich hätten die Reise zu lange verzögert. Ich mußte also das jugoslawische Gebiet illegal verlassen, mich in Triest, wo es ein Schweizer Generalkonsulat gab, dem alliierten Kommando stellen und die weitere Reise irgendwie organisieren. Am dritten Tag der Reise nahm ich am frühen Morgen in Belgrad den Zug nach Norden.

Wenn ich lediglich meinen Trennungsschmerz verdrängt und mich ins Abenteuer der Reise gestürzt hätte, wäre meine Euphorie rascher gewichen. Auch das »Glück« hätte mir nicht weitergeholfen. (Gefühle der Verlassenheit stellten sich später reichlich ein; G. hat kürzlich einige traurige Briefe gefunden, die ich ihr damals aus Zürich geschrieben habe.) Vorerst aber war ich bester Stimmung und mußte keinen Gedanken an die bevorstehenden Schwierigkeiten wenden. Die Nervosität der Reise nach Belgrad war verschwunden. Die lange Bahnfahrt ist mir nicht im Gedächtnis geblieben. Ich muß wohl ein Bündel Papiere mit Notizen über die Kriegsneurose der Jugoslawen, die ich mitgenommen hatte, in Ordnung gebracht haben, da ich in Zürich sogleich damit beginnen konnte, diese meine erste psychoanalytische Arbeit zu schreiben. Woran ich mich aber noch genau erinnere, das sind die unerhörten Zufälle, die mir weitergeholfen haben. Ohne Zweifel war ich in manischer Stimmung. Weil ich mir selber helfen mußte, war ich gezwungen, die Institutionen, Behörden, Kontrollen frech herauszufordern, fühlte mich niemandem verantwortlich und von niemandem abhängig. Mit G. und der Gruppe in Prijedor verband mich das Gefühl, den gleichen idealen Zielen zu folgen. Die damals unbewußten Wünsche, mit Hilfe

der Psychoanalyse die Revolte meiner Adoleszenz zu vollenden, die ihre Energie vom Ausgang der Kindheitskonflikte bezogen, und damit die Welt zu verändern, fanden Zugang ins Ich.

Manische Stimmung entsteht, wenn Triebwünsche, die abgewehrt waren, plötzlich Einlaß ins Ich finden und sich dieses so gestärkt über die Einschränkungen des Überich stellt. Genau das war der Fall. Damit verändert sich auch das Verhältnis zur Realität, sie scheint sich den Wünschen zu fügen. Die vor mir liegenden Schwierigkeiten schienen mir leicht überwindbar. Der Wegfall von Einschränkungen bewirkt ein gutes Selbstgefühl. Objektiv kann man zwar sagen, daß Größenideen

21

die Ideale bestimmen, mit denen sich das Ich identifiziert, und daß das manische Ich seine Fähigkeiten überschätzt. Wissenschaftliche Ambitionen – in meinem Fall das psychoanalytische Interesse – sind jedoch von besonderer Art. Die Verwirklichung dieser Idealforderung bleibt ganz der Zukunft überlassen und entlastet das Ich vom Druck unmittelbarer Triebansprüche. Darum ging mir die Wahrnehmung der Realität nicht ganz verloren, und ich konnte es einrichten, daß mich die Geschehnisse »wie im Traum« weitertrugen.

Das Überschreiten von Grenzen ohne Paß, die besondere Stimmung, in der ich auf die Reise ging, habe ich seither oft erlebt, als Analytiker in »guten« Analysestunden. Wer bei Freud gelesen hat, daß der Analytiker leidenschaftslos sein soll, kühl wie ein Chirurg nur auf das Gelingen der schwierigen Operation bedacht, wird daran zweifeln, daß jene Stunden auch für den Erfolg der Behandlung »gut« waren. Paula Heimann hat einmal im Zürcher Seminar eine »gute« Analysestunde geschildert, wie das zu didaktischen Zwecken üblich ist. Am Schluß des Vortrags sprach sie über das Ende der Stunde: »Wenn der Patient weggegangen ist, dann gehe ich in meine Wohnung hinüber und ver falle in die unvermeidliche Depression. Du hast nichts verstanden, sage ich mir, du hast alles falsch gemacht, die Schuldgefühle ersticken mich beinahe, das Gewissen, das in der Bewegung der Stunde zum Schweigen gebracht war, erhebt seine Stimme. Die manische Allmacht, mit der ich Grenzen zum Unbewußten überschreiten konnte, ist verflogen. Der Alltag ist wieder da, schwarz, dann wieder heller, vielleicht grau...« Erst wunderten wir uns, daß auch die große Paula Heimann von der Niedergeschlagenheit nach der Stunde wußte, die wir alle kannten. Dann ging die Debatte weiter, über die manische Allmacht des Analytikers. Keiner mochte sie ganz verleugnen. Ich meine, daß der Genius Freuds nicht zum geringen Teil darin zum Ausdruck kommt, daß er imstande war, sich ganz dem Hochgefühl seiner Entdeckungen hinzugeben, und daß er bei der Bearbeitung seiner Einsichten und beim Verfassen seiner Schriften seinem »zur intensiven Arbeit nötigen Mittelglied« (Jones I, S. 401), der unvermeidlichen

Depression, die auf die Manie folgt, nicht bis zur Lähmung erlag. (Ein Teil der Allmacht kehrt ins Ich zurück, wenn aus Ideen und Gefühlen ein Text entsteht.)

Leidenschaftliches Mitfühlen und emotionelle Offenheit sind für die Analyse ebenso nötig wie kritische Distanz. In der Psychoanalyse trifft sich die heftige Auseinandersetzung mit der wissenschaftlichen Abstraktion. Der Wechsel von der östlichen Kultur, die noch dazu in einem revolutionären Wandel begriffen war, zur westlichen, der ich zustrebte, brachte mich im Verlauf der Reise der Psychoanalyse nicht

22

nur geographisch näher. Sie ist nicht zufällig an der Grenze dieser Kulturen entstanden.

In Ljubljana, der letzten Stadt vor der Grenze, verließ ich den Zug am späten Nachmittag. Ich nahm mir ein Zimmer in einem kleinen Hotel gegenüber dem Bahnhof und schlenderte gegen das Zentrum der Stadt. Das erste, was mir auffiel, war eine Tafel an einer stattlichen Villa: »Büro der UNRRA«, der alliierten Nachkriegshilfe. »Wenn es hier eine UNRRA gibt, muß sie eine Verbindung mit Triest haben«, dachte ich und ging durch die offenstehende Tür hinein. In der Halle kam mir ein junger Mann in Militärhosen und Polohemd entgegen. »Kennst du mich nicht, ich bin Joe, der Quäker. Fein, daß du mich besuchen kommst. Ich habe Tee, denn ich bin jetzt der Chef hier.« Vor mehr als zwei Jahren, lang vor dem Ende des Krieges, als wir im Spital Meljine arbeiteten, machte eine Kolonne britischer Militärlastwagen, die Getreide in das befreite Gebiet von Montenegro transportierte, oft bei uns Halt. Die Fahrer waren Quäker, die in der britischen Armee nur für Hilfsaktionen eingesetzt wurden. Joe war einer der Chauffeure. Wir pflegten eine Partie Schach zu spielen und den Tee, den es in ganz Montenegro nur bei uns gab, zusammen zu trinken.

Eine junge Slowenin brachte Tee, australischen Zwieback und eine große Dose kanadische Leberpastete. Sie trug eine amerikanische Soldatenmütze auf dem Lockenkopf, mit einem roten Stern aus Blech draufgenäht. »Ich bin auf der Heimreise in die Schweiz«, sagte ich. »Wie kommt man nach Triest? Ich habe nur meinen Paß und sonst keine Papiere.« - »Das ist nicht schwer. Du fährst einfach mit unserem UNRRA-Jeep mit. Jede Woche holt er Post aus Triest. Schade, gerade gestern war er unten. Du kannst hier bei uns wohnen, bis nächsten Mittwoch.« - »Sehr nett von dir. So lange kann ich leider nicht warten. Ich werde versuchen, in der Nacht über den Karst hinunterzusteigen.« - »In letzter Zeit geht das nicht mehr gut. Junge Neuseeländer sind jetzt an der Grenze. Die haben nicht zugehört, als man den Wachtbefehl gegeben hat. Statt Grenzgänger abzufangen, schießen sie einfach. Ich werde den Jeep eben schon morgen wieder fahren lassen. Es

warten ohnehin noch einige von unseren Leuten. Du schläfst im Hotel? Morgen um 6 Uhr, hier vor der UNRRA; o.k.?« - »O.k.!«

Obwohl mich Joe nicht gefragt hatte, erzählte ich ihm von meinen Plänen. Die Psychoanalyse imponierte ihm sehr. »Ich bin jetzt 25«, sagte er, »und ich muß meinen Beruf ändern. Ich habe Biologie studiert und wollte Bakteriologe werden. Seit ich gesehen habe, was im Krieg mit den Menschen passiert, kann ich nicht mehr studieren. Mein Kopf will nichts mehr aufnehmen. Ich habe die Universität aufgegeben

23

und werde Rosen züchten. Meine Mutter sagt, das ist ein Beruf für einen alten Mann. Sie hat schon recht. Ein alter Onkel von mir züchtet Rosen. Zur UNRRA bin ich gegangen, weil man da gut verdient. Nach zwei Jahren habe ich genug Geld, um mich beim Onkel einzukaufen.« Sein regelmäßiges Jungengesicht mit den dünnen blonden Haaren sah jetzt wirklich alt aus. Ich dankte Joe und ging hinaus in die abendliche Stadt. Ljubljana war mir von meinen Jugendjahren her vertraut. Hier war nichts zerstört, aber die Häuser sahen verfallen und schäbig aus; auch sie scheinen im Krieg schnell zu altern wie die Menschen. Erst als es dunkelte, waren die Straßen wieder so wie im alten k. und k. Österreich, mit würdigen Amtshäusern, der Universität und hoch auf dem Schloßberg die Burg. In der Gaststube meines Hotels saßen ein Dutzend Burschen und Mädchen, die Mütze mit dem Roten Stern auf dem Kopf, und sangen ihre Partisanenlieder. Die Melodien waren traurig, wie alle slowenischen Lieder, die jungen Leute aber waren fröhlich und hatten gesunde rote Gesichter, vom Singen und vom Wein, der in einer großen Flasche herumging. Ich setzte mich zu ihnen. Noch vor wenigen Minuten hatte ich mir gut vorstellen können, wie ich im Studierzimmer hinter der stuckbeschwerten Fassade eines Stadthauses sitzen würde, lesen, forschen, analysieren. Jetzt war die slawische Welt wieder da, eine unbeschwerte Jugend. »Die da brauchen keine Psychoanalyse«, dachte ich, »gut, ich muß weiter in den Westen mit meinen Plänen.« Ich nahm noch einen Schluck vom rötlichen Wein und ging schlafen. »Der Wendepunkt kommt erst in Triest, von dort gibt es kein zurück«, dachte ich noch und nahm mir vor, rechtzeitig wach zu werden.

Die anderen warteten schon im kühlen Morgennebel. Bald kam der offene Jeep mit dem Fahrer der UNRRA. Joe war nicht erschienen. Er lasse mir ausrichten, bei der jugoslawischen Grenzkontrolle müsse ich die UNRRA aus dem Spiel lassen. Das sei militärischer Befehl. Er wünsche mir eine gute Reise.

Neben dem Fahrer saß ein junger Neger in amerikanischer Uniform, der stumm an seinem Gummi kaute, hinten neben mir eine rundliche Griechin in der Uniform der UNRRA, die in knarrendem Englisch auf mich einsprach, die Buchhalterin der Zentrale in Triest, die zur Aushilfe nach



Ljubljana gekommen war. Sie hatte die Arbeit abgeschlossen und sagte, sie halte es keinen Tag länger bei den primitiven Kommunisten aus. Sie schimpfte und fluchte derart auf die Partisanen, daß ich viel Beherrschung brauchte, ihr nicht zu antworten.

Der Jeep hielt an der blau-weiß-roten Barriere mit dem Roten Stern. Soldaten warteten an der Straße, ein Unteroffizier sammelte die Ausweise ein. Ich hatte kein Papier für ihn und sagte in meinem besten

24

Montenegrinisch: »Wo ist der Dežurni?« (so nannte man den diensthabenden Offizier). »Komm gleich mit, Genosse!« Der erste Anlauf war geglückt, er hielt mich für einen Jugoslawen. Bis zum Zollhaus ging er vor mir her und nicht etwa hinter mir, um mich im Auge zu behalten. Im dunklen Gang rief er nach hinten: »Genosse Sava, einer aus Montenegro ist für dich da.« Ein Offizier mit den glänzenden neuen Abzeichen eines Leutnants kam nach vorne. Von meiner Lage als Ausländer ohne Visum wollte ich möglichst lange nichts merken lassen. Den Orden »Verdienste für das Volk II. Klasse« hatte ich in die Hosentasche gesteckt und fühlte jetzt danach. »Ich bin Doktor Pavle vom ehemaligen Zentralspital des Zweiten Revolutionären Armeekorps und muß nach Triest«, sagte ich so laut, wie Soldaten sprechen, auch in Montenegro. »Pavle«, rief der Leutnant, »Doktor, Genosse, Pavle, milo mi je, das ist eine Freude, du hast mir das Leben gerettet, der Teufel soll..., und jetzt kommst du mich besuchen, ich muß dich küssen.« Er umarmte mich so fest, daß mir der Atem wegblieb, küßte mich rechts und links und zog mich in die Wachtstube. »Das ist mein Doktor, der hat mich gerettet, der Teufel soll die Muttergottes..., gebt ihm die Hand.« Viele junge Soldaten schüttelten mir die Hand. Ich aber konnte mich an ihn nicht erinnern. Vielleicht ein Irrtum? Der Leutnant kam mit einer Flasche zurück. »Es gibt rakija, macht die Schnapsflasche auf«, befahl er. In einer Ecke schnallte er den Hosengurt auf. »Ich zeig dir die Narben, es hat nie mehr wehgetan, nur noch ein Andenken.« Als ich an seinem Oberschenkel zwei blasse Narben sah, setzte die Erinnerung wieder ein. Er hatte als Leichtverwundeter gegolten und ging wenige Tage nach der Operation zu seiner Einheit zurück. Die Operation war überhaupt nur nötig gewesen, weil ein Granatsplitter nahe dem Ischiasnerv lag und ziehende Schmerzen verursachte.

Wir setzten uns alle an den Tisch der Wachtstube, die Flasche ging herum, und er erzählte, was er inzwischen erlebt hatte. Seine Soldaten fügten dies und das hinzu. Dann war ich an der Reihe. Er fand es gut, daß meine Genossin G. für das narod, das Volk, in Bosnien arbeitete. Dabei fiel mir meine Lage wieder ein. »Ich muß in die Schweiz, um wieder einmal für mein eigenes Volk zu arbeiten.« - »Recht hast du, erzähl doch, wie es in deiner Heimat aussieht!« - »Ich fürchte, die UNRRA-Leute werden ohne mich wegfahren, wenn ich noch lang erzähle.« Er lachte, nein, das

könnten sie nicht, und zog die Ausweise aus der Tasche, die sie abgegeben hatten. »Pokret« (das war der Befehl zum Aufbruch nach einer Rast), sagte ich. »Ich muß trotzdem weiter, sonst komm' ich zu spät nach Triest. Ich hab' aber keinen Stempel im Paß.« - »Bist du verrückt, Genosse, soll ich Papierchen kontrollieren

25

vom Doktor, der mir das Leben gerettet hat? Wenn du Stempel brauchst, wir haben alle hier. Gebt her!« Er suchte einen Stempel heraus, das Kissen mußte noch mit Schnaps befeuchtet werden. Ohne hinzusehen, drückte er das Visum für hohe Funktionäre auf Dienstreise in den Paß, Die UNRRA-Leute hatten geduldig gewartet, mit Ausnahme der Griechin, die blaß vor Wut war. Bevor wir zum alliierten Kontrollposten kamen, zog der Neger seinen Militärmantel aus und hängte ihn mir über die Schultern. »Ziehen Sie den Mantel an, dann machen sie schnell.« Die Straßensperre, die mit zwei schweren Maschinengewehren bestückt war, ging auf, Soldaten mit den Westerner-Hüten der Neuseeländer kamen heraus, wir hielten nicht einmal an, der Jeep fuhr langsam zwischen den Sandsäcken durch, »Hay, UNRRA people!«, und ich war im Westen. Die Zufälle der Reise hatte ich wie selbstverständlich hingenommen. Da ich vorwärtskommen wollte, mußte es einfach so sein. Die Wirklichkeit stimmte mit meinen Wünschen derart gut überein, daß keinerlei Konflikt auftauchte. Über den lebensgeretteten Patienten mußte ich lachen; mit seinem montenegrinischen Heldenpathos wirkte er in der gedämpften slowenischen Landschaft sehr komisch, gleichzeitig rührend und schlau. Den schwarzen Amerikaner hätte ich am liebsten umarmt, als er mir, ein heiliger Martin, seinen schützenden Mantel geliehen hatte.

In der kurzen Zeit, die ein Jeep braucht, um von Opčina hinunter in die Stadt zu kurven, veränderte ich mich. Ich wurde ein anderer Mensch. Während ich das niederschreibe, kommt es mir vor, daß ich diese Veränderung nie mehr losgeworden bin. Ich war wieder Europäer, Bürger, Arzt, nicht mehr Abenteurer und Partisan (was ich ohnehin nie ganz gewesen war). Ich wußte nicht mehr, ob sich meine Gedanken jugoslawisch, italienisch, deutsch, englisch oder gar im Schweizerdialekt artikulierten. Das eine relativierte das nächste. Nichts stand mehr fest. Und doch hatte ich das Gefühl, klarer, kritischer und schneller zu denken. »Das ist wohl nötig, um Psychoanalytiker zu werden«, dachte ich, »woher kommt das? Ist es der Schritt in eine andere Welt? in meine ungewisse Zukunft?« Heute kann ich hinzufügen, daß ich auf einmal wieder Konflikte wahrnahm, innere Widersprüche, Zweifel, Besorgnis, Angst, Hoffnung, Skepsis. Man sollte das nicht mißverstehen. Es war nicht der Verlust einer guten Geborgenheit. Ich war in Jugoslawien längst nicht mehr aufgehoben gewesen, im Gegenteil ganz auf mich allein gestellt. Die Reise hätte jederzeit scheitern können. Die emotionale Offenheit einer manischen

26

Euphorie hatte mich weitergetragen, so daß das Überich schwieg, die Wünsche sich mühelos erfüllten. Der Zufall half, die Umwelt schien fröhlich mitzuspielen.

Meine gute Stimmung wurde von der eingetretenen Veränderung nicht beeinträchtigt. Doch war ich konzentriert, gespannt und neugierig. Ich fühlte mich der Lage gewachsen und keineswegs ängstlich. Nur die innere Ruhe war weg. Von einer handelnden Person, die im Einklang mit der Umwelt lebt, war ich zur reflektierenden Person geworden. Erst der Aufschub des Tuns ermöglicht Selbstreflexion. Erinnerungen tauchen auf.

Dort am Hang erkannte ich den Turm der Villa, die sich mein Großvater im k. und k. Tudorstil hatte bauen lassen, mit ein wenig Toscana und deutscher Ritterburg. Der jüdische Friedhof, in dem meine Großeltern liegen, ist vielleicht dort, wo die dunklen Zypressen stehen. Wie eine Festungsmauer schließt der Karst die Stadt ein, geschmückt von Bändern hellgrüner Akazien. Dächer, Giebel, Türme sind um Straßen und Plätze zur kristallinen Struktur einer gewachsenen Stadt zusammengedrängt, darüber die Zitadelle mit dem Forum, Rom und Wien. Im hellen Licht unter dem blaßblauen Himmel die Bucht aus silberglänzender Seide, offen gegen West und Süd, ein weißes Segel im leichten Wind.

Als Titos Truppen sich vor einem Jahr aus Triest zurückziehen mußten, waren wir noch in Belgrad. Mit unserem Freund, dem Chirurgen Lovrič, hatten wir eine erbitterte Diskussion. Er, ein Slowene aus Ljubljana, der beste Chirurg in der Armee, wurde furchtbar wütend, als wir meinten, Triest sollte am besten ein unabhängiger Stadtstaat und Freihafen werden. Es passe doch nirgends hinein. »Nein. Es gehört uns, muß für immer slowenisch sein, wir haben es befreit, es ist nichts als der Wasserkopf, den die Österreicher dem slawischen Istrien aufgepflanzt haben.« - »Nein«, meinten wir, »es ist eine italienische Stadt im slowenischen Land, mit österreichischer Geschichte und einer eigenen Kultur, die nicht slawisch, italienisch, österreichisch ist, sondern triestinisch, provinziell und eigenartig international.« Der Streit ließ sich beilegen, als ich den Triestiner Julius Kugy erwähnte, einen Freund meines Vaters. Doktor Lovrič verehrte ihn, weil er das Triglav-Gebirge, das Wahrzeichen Sloweniens, das drei Nationen angehört, erschlossen und besungen hat. Ein behäbiger Schweizer mit weißem Bart, war Kugy dem Orgelspiel ergeben und zelebrierte Johann Sebastian Bach wie Albert Schweitzer. Als Protestant musizierte er zum katholischen Hochamt. Die Triestiner, sonst nicht eben fromme Leute, kamen in die Messe. Man beschwerte sich beim Bischof: Wegen der Musik gingen die Juden von Triest zur Kirche, man müsse dem Doktor

27

Kugy die Orgel verbieten. Der Bischof soll geantwortet haben: »Glauben Sie, daß die Juden davon schlechter werden?« Doktor Lovrič mußte lachen, und der Streit war vorbei.

Der UNRRA-Fahrer mußte zum großen Hafen. Ich ließ mich bei der Börse absetzen. Auf der Straße waren nur wenig Menschen, auch keine Soldaten, die meisten Läden geschlossen. »Erst brauche ich ein Quartier«, dachte ich, »die besetzte Zone ist wie eine Mausefalle, da komme ich nicht so schnell heraus.« An einem Haus, das heute nicht mehr vorhanden ist, eine schäbige Holztafel: Hotel. Als ich zum dritten Mal läutete, kam eine alte Frau heraus. Das Hotel sei geschlossen, keine Gäste. Noch in Belgrad hatte mir Zellweger ein ganzes Bündel Lirenoten gegeben. Ich zog ein paar Scheine heraus. Die Alte wurde sofort freundlich, und ich hatte mein Zimmer mit hohem Bettgestell, einem Waschtisch mit gedrechselten Füßen und einem vergilbten Stich mit Garibaldis Triumph an der Wand. Sie versorgte die Scheine in der Küche und gab mir den Schlüssel zur Haustür. Ich schloß hinter mir ab und machte mich auf den Weg zum Schweizer Konsulat.

Daß ich vollständig vergessen habe, wie ich hin kam und wo das Konsulat lag, wundert mich nicht. Unterwegs dachte ich an das Sterben des alten Gino Parin, der von diesem Schweizer Konsulat in den Tod geschickt worden war. Gino war ein Vetter meines Vaters, der erste, der sich den Namen Parin, den es irgendwo in der Familiengeschichte gegeben haben soll, anstelle des allzu jüdisch-deutschen Vatersnamens zulegte. Er war Schweizer, der bekannteste Maler der Stadt, porträtierte mit Vorliebe Damen der Gesellschaft in tizianscher Manier und lebte in einem eleganten Atelier zusammen mit einer rothaarigen Schülerin. Beim Schweizer Generalkonsul, der ein großes Haus führte, war er ein gern gesehener Gast. Der Faschismus Mussolinis interessierte ihn nicht; manche hielten ihn für einen Faschisten, weil er ein schwarzes russisches Hemd trug, das vorzüglich zu seinem weißen Bärtchen und den fliegenden weißen Haaren paßte. Als der deutsche Sicherheitsdienst die Stadt übernahm, wurde es auch in Triest gefährlich für Juden. Gino mochte nicht einmal daran denken, seine Stadt zu verlassen. Erst als einige seiner besten Freunde verschwunden waren, entschloß er sich, in die Schweiz zu gehen. Er bat seinen Freund, den Konsul, ihm bei der Übersiedlung behilflich zu sein. Der sagte, er könne in diesen Zeiten gar nichts für ihn tun, die Gestapo habe jetzt alles in der Hand, und gab ihm die Adresse der Gestapo. Gino Parin ging hin. In Triest wurde er nicht mehr gesehen.

Bald nach dem Krieg kam eine junge jüdische Frau aus Genf zu meinen Eltern nach Lugano. Sie hatte irgendwo in Deutschland gelebt.

Zuerst geschützt durch ihre Schweizer Staatsbürgerschaft, wurde sie dann doch verhaftet und mit ihren zwei kleinen Töchtern in einen der Eisenbahnzüge gebracht, die in den Wintermonaten

1943/44 endlos durch Deutschland kreisten, bis alle Insassen tot waren oder der Rest in ein Vernichtungslager einfuhr. Ihm Viehwaggon, in dem sie mit vielen fremden Juden eingeschlossen war, freundete sie sich mit dem weißhaarigen Herrn an, der französisch sprach und versuchte, sie und ihre Kinder zu trösten. Da es sehr kalt wurde und kaum etwas zu essen gab, erkrankte der alte Mann bald an einem fieberhaften Husten. Er war überzeugt, daß die junge Frau und die Kinder die Sache überleben würden, erzählte ihr die unglückliche Geschichte seines Besuchs bei der Gestapo und schärfte ihr die Adresse meiner Eltern ein. Bald nachdem er an Lungenentzündung gestorben war, geschah ihr das Wunder. Eine Planke des Waggons hatte sich gelöst. Der Zug stand über Nacht in einem norddeutschen Bahnhof. Im Morgengrauen kamen Frauen, die zu Geleisarbeiten aufgebeten waren. Der Genferin gelang es, eines der Kinder hinauszureichen. In der nächsten Nacht stand der verschlossene Zug noch immer unbewacht auf dem Geleis. Die deutschen Frauen kamen mit Werkzeugen wieder, halfen ihr und dem zweiten Mädchen heraus und versteckten alle drei bis zum Ende des Krieges. Als sie endlich zu ihren Verwandten nach Genf gekommen war, erinnerte sie sich an den Auftrag des armen Gino. Er hatte Wert darauf gelegt, daß sie den Konsul nicht anschuldigen solle. Er wisse nicht, ob sein Freund aus Schlechtigkeit oder nur aus Dummheit so an ihm gehandelt habe. Mein Vater sträubte sich dagegen, unseren Behörden zu melden, was der Generalkonsul in Triest an Onkel Gino verbrochen hatte. Ich war damals wütend auf meinen Vater, obwohl ich verstand, daß es für ihn unerträglich war, sich damit selber als hilflosen verfolgten Juden zu zeigen, der verspätet und wiederum von einer Behörde abhängig um Vergeltung bitten muß.

Ich wollte die schlimme Geschichte beiseite lassen, als ich an der Tür des Konsulats läutete. Der Kanzleichef empfing mich, ein junger Mann wie ich, offensichtlich aus einer Familie, die Wert darauf legte, einen Sohn bei den Diplomaten zu haben. Er warf einen Blick in meinen Paß und auf das Papier der »Schweizerspende«. Dann meinte er, das Konsulat könne versuchen, die Bewilligung zur Ausreise vom alliierten Kommando in Udine zu erlangen. Es werde nötig sein, einen Kurier hinzuschicken, da es dem Konsulat schwer falle zu erklären, wie ich nach Triest gekommen sei. Es sei auch noch ungewiß, ob die neue italienische Regierung von einem Schweizer ein Durchreisevisum verlangen würde. Ich müsse mich jedenfalls auf eine längere Wartezeit einrichten. Ob ich Geld hätte, die Kurierdienste zu bezahlen? Nein,

29

persönlich könne ich nicht nach Udine, das sei für Zivilisten off limits. Ich verlangte, den Konsul zu sprechen, obwohl ich fürchtete, mich ihm gegenüber nicht beherrschen zu können. Der Beamte verschwand und kam nach einigen Minuten zurück. Der Herr Konsul sei nicht im Hause und auch nicht erreichbar. Ich schob ihn beiseite und ging rasch nach hinten, woher er eben gekommen war.

Die Tür zum schön eingerichteten Büro des Konsuls stand offen. Über dem Schreibtisch an der Wand hing das Portrait des faschistenfreundlichen Bundesrats Motta, mit einer Widmung: »An meinen lieben Freund B...« »Sie können sich selber überzeugen, der Herr Generalkonsul ist nicht da«, sagte der Beamte. Ich nahm ein elfenbeinernes Mundstück mit einer ausgedrückten Zigarette in die Hand, das im Aschenbecher auf dem Schreibtisch lag. Es war noch warm.

»Ich bin sicher, Sie haben nicht verstanden, was ich nötig habe. Am besten, ich komme wieder, wenn der Herr Generalkonsul zu sprechen ist.« - »Gerne, morgen um zehn, ich werde Sie vormerken.« Er schien froh zu sein, daß ich hinausging, ohne ihm die Hand zu geben.

Mit meiner Wut und Enttäuschung am Vater war ich in einer besseren Lage als Sigmund Freud, der von diesen Gefühlen – am deutlichsten in der Analyse seines Hannibaltraumes – berichtet. Es war mir immer wieder gelungen, die Figur des Vaters, oder vielmehr die Gefühle, die dem Vater galten, auf zwei Männer aufzuteilen. Der gehaßte, mit dem es zu kämpfen galt, war jetzt der Konsul. Vielleicht wäre ich nie ein aktiver Antifaschist geworden, wenn mein Vater in den Jahren meiner Adoleszenz nicht Mussolini bewundert hätte. (Jetzt hing an der Wand über seinem Schreibtisch längst ein Portrait von Winston Churchill. )

Zunächst galt es herauszufinden, ob mich das Konsulat angelogen hatte. Wenn ich mit Schweizer Behörden zu tun habe, bin ich auf der Hut; sie sind mir bis heute fremd geblieben. Wenn man sich mit unvertrauten Fremden einläßt, ist man nicht sicher, was hinter den Worten steckt.

In einer sommerlichen italienischen Stadt sind die heißen Nachmittagsstunden nicht die richtige Zeit, um Menschen kennenzulernen und Gespräche anzuknüpfen. Die Cafés an der Piazza waren geschlossen, die Türen verammelt; wahrscheinlich war der Betrieb ganz eingestellt. Ich ging hinaus bis zur Strandpromenade, um Badende zu finden. Es waren keine jungen Leute da, nur Schulkinder. Ich versuchte es bei verschiedenen Restaurants; alle Türen geschlossen. Plötzlich hatte ich Hunger. Seit der Leberpastete bei Joe in Ljubljana hatte ich nichts mehr gegessen. Ich ging den Kanal entlang bis zum Markt. Kein einziger Stand. Schließlich fand ich eine Bäckerei, die offenstand. Die

30

Gestelle waren leer. »Avete un panino?« - »Nein, das haben wir nicht, aber wenn Sie wollen, eine letzte ›Kaisersemmel‹.« Er nannte das Gebäck buchstäblich so, wie es in Wien heißt. Zufrieden kauend ging ich weiter bis zum Stadtpark. Zumindest die Bänke würden noch da sein.

Im Schatten der Roßkastanien saß ein alter Herr auf einer Bank. Bei mir nannte ich ihn den Witwer. Man kennt diese freundlichen Einsamen, mit dem Blick, der früher, als die Geschäfte noch liefen, härter gewesen sein muß, dem gebügelten Schneideranzug, dem gestärkten Hemd, das an den Rändern aufgeraut ist, der zu oft geknüpften Seidenkrawatte und den mühsam

polierten Halbschuhen. »Sie sind fremd hier?« Ich war froh, daß es ihm nach einem Gespräch zumute war, wollte aber nicht von mir erzählen. Mit ihm mußte ich keine Bedenken haben. Sonst ist es in einer besetzten Stadt nicht ungefährlich, Informationen einzuholen, auch wenn nicht überall Polizeispitzel sitzen. (Die Versuchung ist zu groß, sich durch Denunziation eines Fremden bei den Besetzern einzuschmeicheln). »Ich bin nicht zum ersten Mal hier«, wich ich aus. »Der Hafen ist ja ganz leer.« Ich glaube nicht, daß es je eine Zeit gegeben hat, in der die Frage nach dem Betrieb im Hafen einen Triestiner Geschäftsmann kalt gelassen hätte. Ich wußte bald alles, was im Moment für mich wichtig war. Das Kommando befand sich tatsächlich in Udine. Die Alliierten ließen die Triestiner in Ruhe, hatten aber die Verbindungen nicht nur nach Titojugoslawien, sondern auch nach Italien noch mehr eingeschränkt. Seit die Neuseeländer dazwischenkamen, wurden sogar die Wege in die Karstdörfer bewacht, so daß die Bäuerinnen nicht mehr zum Markt herunterkamen. Dafür brachten alliierte Schiffe Lebensmittel in die Stadt, die billig abgegeben wurden. Es gebe Gerüchte, daß amerikanische Geschäftsleute eingetroffen seien, die mit Herren der ehemaligen Handelskammer verhandelten und sich vorläufig damit beschäftigten, Stadthäuser zu kaufen, um die Offiziere und Verwaltungsbeamten unterzubringen. »Der Dollar rollt schon, wir müssen nur noch ein wenig warten. Den Tito lassen die Amis nicht mehr in die Stadt.«

Für mich sah es nicht rosig aus. Am Bahnhof erfuhr ich, daß jeden Morgen ein einziger Zug nach Italien abging und die Passagiere genau kontrolliert wurden. Ich mußte mich, wohl oder übel, an den Konsul halten.

Gegen Abend – ich hatte wieder Hunger – ging ich am Hotel Savoya vorbei, in dem ich als Kind mit meinen Eltern gewohnt hatte, und weiter in die Gassen dahinter, wo man früher billig Fische aus dem Golf essen konnte. Fisch gab es zwar nicht, aber in einer Weinstube, in der ich der einzige Gast blieb, Risotto und hellroten Wein aus dem

31

Karst. »Den schickt mir in der Nacht mein Freund Tito«, sagte die Wirtin. Als ich fertig war, schloß sie den Laden.

Ohne Papiere ist es in einer besetzten Stadt am sichersten, zielbewußt durch die Straßen zu eilen. Ich war müde, ging aber weiter durch die ausgestorbenen Gäßchen gegen den Hafen. Da stand in einer Nebenstraße ein alter zerbeulter Autobus. Die Hinterräder waren abmontiert, ein Mann in blauem Mechanikergewand war damit beschäftigt, die schadhafte Reifen mit Gummiplatten zu unterlegen. Ich blieb stehen und sah ihm bei der Arbeit zu. Als er endlich aufsaß, fragte ich: »Darf man mitfahren? Haben Sie noch Platz?« - »Sie wissen ja gar nicht, ob ich fahre, und wohin«, meinte er, nicht eben freundlich. »Das macht nichts«, und ich zog eine der großen Lirenoten

heraus, die ich noch hatte. »Das ist viel zuviel. Haben Sie's nicht kleiner?« Er nannte einen überraschend niedrigen Fahrpreis. »Ich will aber nicht nur bis Udine.« - »Gewiß, gewiß. Dort will niemand hin.« Er machte sich wieder an die Arbeit und trällerte vor sich hin: »Milano, Milano, città mia.« Er sah noch einmal auf. »Seien Sie um 9 Uhr hier. Sobald es dunkel ist, geht es los.« Als ich in mein Hotel kam, um die Tasche zu holen, war die alte Frau nicht da. Erst wollte ich den Hausschlüssel in die Küche legen, behielt ihn aber doch. »Wer weiß, ob ich ihn nicht noch brauche.«

Um neun Uhr hatten sich bereits einige Fahrgäste eingefunden, andere kamen mit verschnürten Kartons und sonstigem Gepäck beladen. Bald war der Bus, der jetzt auf allen vier Rädern stand, voll von dem Strandgut, das nach jedem Krieg noch jahrelang über die Grenzen gespült wird: Alte und junge Frauen, mit Kindern und Bündeln, in denen Säuglinge stecken, Männer, die so aussehen, als ob sie in einem Lager gewesen wären, ein Greis, ein hohlwangiger Jüngling, ein jovialer fatter Kaufmann mit Strohhut. Ich durfte neben dem Fahrer sitzen. Es ging durch wenig beleuchtete Nebenstraßen, die in einen steilen Schotterweg mündeten. Der Fahrer, der bisher mit Standlichtern gefahren war, löschte die Lichter. Er mußte den Weg gut kennen. Während ich im Dunkel den Rand der Straße kaum erkennen konnte, wich er geschickt allen Steinen und Löchern aus. Nach mehreren Wegkreuzungen ging es bergab. Dann legte der Fahrer den vierten Gang ein, und wir rollten auf ebenem Gelände nach Westen. Der Fahrer zündete eine Zigarette an. Plötzlich traf uns ein starker Lichtkegel. Der Bus mußte halten. Im gleichen Augenblick wurden rechts und links zwei weitere Scheinwerfer aufgedreht. Der Fahrer stieß einen leisen Fluch aus und stellte den Motor ab. Zwei Soldaten mit Maschinenpistolen kamen herein und leuchteten den Passagieren mit Taschenlampen ins Gesicht. Alle muß-

32

ten aussteigen. Das ging ruhig vor sich. Sie gaben einen Befehl in ihrem Englisch, das niemand verstand. Dann trieben sie die Passagiere heraus, indem sie ihnen sanft mit dem Lauf ihrer Waffe in die Seite stießen. Alle mußten in einer Reihe stehen. Vorne wurde ein Tischchen aufgestellt, an das sich der Anführer der Patrouille setzte. Er bekam eine eigene Lampe und legte den Westernerhut neben sich auf den Boden.

Die erste der Reisenden nestelte ein Papier heraus. Es war offenbar in Ordnung, denn sie durfte mit ihrem Packen zurück in den Bus. Beim nächsten gab es Schwierigkeiten. Der Offizier war mit seinem Papier nicht zufrieden und stellte Fragen. Der Jüngling verstand kein Wort und beschwor, daß alles in Ordnung sei und er die Reise machen müsse, um seine sterbende Mutter ein letztes Mal zu sehen. Da der Offizier seinerseits nicht verstand und die Fragen mehrmals wiederholte, wurde der Jüngling immer lauter. Er beschwor Gott und alle Heiligen. Zwei Soldaten traten heran.



Bevor es zum Handgemenge kam, trat ich einen Schritt vor und übersetzte die Geschichte von der sterbenden Mutter. Der Offizier sah zu mir auf. Der Jüngling durfte in den Bus. Für die übrigen Passagiere war ich Dolmetsch. Ich stand neben dem Offizier, die Fragen waren immer die gleichen: woher, wohin, Zweck der Reise. Jeder dritte oder vierte mußte dableiben. Es gab wahrscheinlich einen Befehl, nicht alle Reisenden durchzulassen. Wie immer, wenn die Staatsgewalt handelt, waren es die ärmsten und stillsten, die stumm am Wegrand hocken blieben. Der dicke Kaufmann durfte mit und sicherte sich sogleich einen besseren Sitzplatz. Zuletzt kam der Fahrer an die Reihe. Er mußte kein Papier vorweisen. Dafür hatte ich ihm eine Anweisung für die Bedienung seines Fahrzeugs zu übersetzen. Bevor er herauslachte, flocht ich ein: »Idiot, bleib ernst, sie meinen es gut.« Zur Antwort sagte ich, er sei für die Instruktion dankbar und werde die Anweisungen befolgen. Die Soldaten löschten die Scheinwerfer. Der Offizier gab mir die Hand: »Your help was welcome. I thank you.« Ich stieg als letzter ein. Der Fahrer ließ den Motor an und schaltete die Lichter ein. Meinen Paß hatten sie nicht kontrolliert.

In jenen Tagen war das Leben der Stadt gedämpft. Während meines kurzen Aufenthalts – ich war weniger als zwölf Stunden da – schien mir Triest in einen Schlaf verfallen, aus dem es erst erwachen würde, wenn die Großmacht das scharf bewachte Pfand nicht mehr brauchte. Von der Eigenart der Stadt nahm ich nicht viel wahr. Ich war mit meinem Reiseplan beschäftigt, auf alles andere als kulturelle oder psychologische Studien eingestellt.

33

In dieser Stadt ist es nötig, das Fremde zu verstehen, denn es ist immer vorhanden, nach außen, zwischen den Menschen und in ihnen selber. Um das zu bewerkstelligen, muß man die eigene Lage kennen. Zuallererst war ich der Fremde. Es war nötig und auch leicht möglich, mich über das Mittelmaß gewöhnlicher Reisender herauszuheben. Das Bündel Lirenoten machte mich zum unabhängigen, reichen Fremden, die Kenntnis einiger Sprachen machte mich noch unabhängiger obwohl ich ein Illegaler war, der jederzeit verhaftet werden konnte. Die Unabhängigkeit bewirkte, daß sich meine soziale Rolle so leicht verändern ließ. Als UNRRA-Angestellter war ich hereingekommen, als Dolmetsch der Neuseeländischen Armee verließ ich das Gebiet, dazwischen war ich harmloser Schweizerbürger, als Antifaschist ein Feind meines Konsuls, ein hungriger junger Mann auf der Suche nach einem Stück Brot. Im Gespräch mit dem Witwer war ich einer der Kaufleute, die schon immer in Geschäften nach Triest gekommen waren.

Der Witwer hätte mir seinen Lebensroman erzählt, wenn ich ihn nicht unterbrochen hätte. Es wären noch viele Geschichten zu schreiben. Die Wirtin hat einen Freund drüben in Istrien; sie hat ihn kennengelernt, als er mit den Partisanen in Triest war, und er ist Schmuggler geworden, um

ihr Wein zu bringen. Der Bäcker war als Lehrling in Wien; sein Vater ist am Isonzo gefallen. Der Konsul ist in die Intrigen der Schweizer katholischen Partei mit dem Vatikan verwickelt. Jeder der Reisenden im Bus hat seine Geschichte. Was hätte ich dem Neuseeländer nicht alles erzählen müssen, wenn ihn das Schicksal der lästigen Zivilisten, die immer woanders hin wollen, als sie gerade sind, nur im geringsten interessiert hätte.

Wie an früheren Stationen will ich auch hier die Beschreibung der Reise mit einer Diskussion der Umstände verbinden, die Psychoanalyse möglich machen, beeinträchtigen oder sie ganz verhindern. Das Triest, von dem ich spreche, ist allerdings nicht die Stadt, in der wir uns heute befinden, aber auch nicht die besetzte Stadt, die damals hermetisch eingeschlossen und schweigsam war.

In dieser Stadt bestimmt die wechselvolle Geschichte das menschliche Leben unmittelbarer als anderswo. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts war Triest ein kleiner Fischerhafen. Der souveräne Entschluß der Habsburger, den brachliegenden Hafen durch Privilegien und Asylrechte für Delinquenten aufzuwerten, vergrößerte die Stadt, die bald ein Gemisch von Völkern umfaßte. Zu einem Schmelztiegel nationaler Identitäten wurde Triest ebensowenig wie New York, wo der Ausdruck »melting pot« geprägt worden ist. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts waren endlich die Voraussetzungen für eine Entwicklung gege-

34

ben, über die Karl Marx in zwei Aufsätzen »Der Seehandel Österreichs« enthusiastisch schreibt: »Wie kam es nun, daß gerade Triest und nicht Venedig zur Wiege der wieder aufblühenden Schifffahrt in der Adria wurde? Venedig war eine Stadt der Erinnerungen; Triest hatte gleich den Vereinigten Staaten den Vorzug, überhaupt keine Vergangenheit zu besitzen. Von einer bunten Gesellschaft aus italienischen, deutschen, englischen, französischen, griechischen und jüdischen Händlern und Spekulanten errichtet, war es nicht wie die Lagunenstadt mit Traditionen belastet ... Das Gedeihen Triests kennt daher keine Grenzen, außer daß es von der Entwicklung der Produktivkräfte und Verkehrsmittel in dem gewaltigen Komplex von Ländern abhängig ist, die jetzt unter österreichischer Herrschaft stehen.«

Die Geschichte seit dem Zerfall »des gewaltigen Komplexes von Ländereien« ist bekannt. Marx' Diagnose einer Abhängigkeit hat sich ex negativo bestätigt. Heute ist es diese Stadt, die »mit Traditionen belastet ist«. Doch sind Traditionen nicht in jeder Hinsicht eine Last.

Vielleicht spreche ich überhaupt nicht vom wirklichen Triest, mit dem Hafen, der Börse, dem Bahnhof, den lebenden Menschen und den Gräbern in den Friedhöfen, sondern von einer Fiktion. Beim Lesen der Bücher von Italo Svevo und Fulvio Tomizza ist in mir eine unsichtbare Stadt entstanden. Ich spreche von einem imaginären Triest, in dem der Fremde das Leben und die

Kultur der Bewohner in ihrer faszinierenden Wirklichkeit kennenlernt, die er auf seinem Gang durch die Straßen nie erfaßt hätte.

Es scheint in dieser Stadt keine einfachen Beziehungen zu geben. Man müßte mehr von den Familien und den besonderen Schicksalen wissen, tiefer in den psychologischen Untergrund hineinsehen. Dann wäre die stille Stadt, die so sehr am Rande liegt, aufregend und interessant. Wer eine Triestiner Freundschaft sucht, muß sich auf Konflikte gefaßt machen. Einem, der hier nebenan lebt, kann man nicht auf geradem Weg nahe kommen. Man stößt auf Schranken, auf Ängste und innere Schwierigkeiten, die sich desto bemerkbarer machen, je mehr man sich annähert. Am besten ist es wohl, man sagt sogleich: »Ich bin dir ganz fremd. Wagen wir es, tasten wir die unterschiedlichen Traditionen, die verschiedenartigen Werte und Ideale ab, hoffen wir, den andern immer tiefer zu verstehen – und seien wir sicher, daß jeder für sich bleiben wird, dem anderen fremd.«

Mit der Liebe ist es ähnlich. Die scheinbar unabänderlichen Lebensregeln provinzieller Cliques sind für die Liebe ohnehin nicht günstig. Hier sind sie auch noch durchsetzt von der leidenschaftlichen Anziehung und den schmerzhaften Abstoßungen, die von den Gegensätzlichkeiten der Kulturen ausgehen, und von alten Rissen, die das soziale

35

Gewebe durchziehen. Man müßte Verborgenes kennen, um die Liebenden zu verstehen. Vielleicht gibt es in Triest nicht mehr oder bessere oder tiefer blickende Psychoanalytiker als anderswo. Daß aber eine Stadt, in der kaum eine Familie in den gleichen kulturellen Traditionen und Beziehungen steht wie eine andere, daß ein solcher Ort mehr Wissen von inneren Zusammenhängen, mehr Mut, Tabus zu verletzen, und mehr Kritik gegen Vorurteile braucht als ein anderer, ist sicher. Zeno Cosini ist Psychoanalytiker, weil er Triestiner ist. Die kulturelle Eigenart von Triest entspricht der kulturellen Lage der Psychoanalyse:

»Hier bin ich fremd. Das will ich nicht vergessen. Darum muß ich alles von dir erfahren. Ich geb' es dir zurück, alles was ich von mir selber weiß: meine Gefühle, meinen Widerspruch. Wir können miteinander reden und uns dann voneinander trennen. Keiner der beiden wird danach so sein, wie er früher war. Wir waren Fremde und haben uns im anderen kennengelernt. Das ist weniger, als wir brauchten, und mehr, als zu erwarten war.«

Freud hat sich mit der Erfindung des »setting« zum Fremden seiner Analysanden gemacht. Er setzte sich hinter die Couch, erwartete Vertrauen und erwies sich als vertrauenswürdig, ohne daß sich daran etwas änderte, daß er ein Fremder war und blieb. Die neue Methode, die als Behandlung begonnen hatte, erwies sich sogleich als Instrument einer radikalen Kulturkritik. Wer ihr folgen wollte, mußte imstande sein, die eigenen kulturspezifischen Vorurteile und Illusionen in

Frage zu stellen und sich als subversiver Geist gegen die etablierten Werte seiner Kultur zu erheben. Freud meinte, daß seine jüdische Abkunft ihn für diese Aufgabe befähigte: »Weil ich Jude war, fand ich mich frei von vielen Vorurteilen, die andere im Gebrauch ihres Intellekts beschränken, als Jude war ich dafür vorbereitet, in die Opposition zu gehen und auf das Einvernehmen mit der ›kompakten Majorität‹ zu verzichten« (1926). Die Wiener Juden waren in der »aufgeklärten« k. und k. Monarchie eine durch offizielle Toleranz und vielfältige, feindosierte Diskriminierung abgegrenzte Subkultur. Nur um den Preis einer illusionären Verkennung ihrer Lage hätten sie sich in jener Gesellschaft, die sie als »innere Fremde« ausgrenzte, heimisch fühlen können.

Wo immer in späteren Jahren und in anderen Ländern Analytiker ihre Arbeit begonnen haben, gerieten sie sogleich in eine soziale Nische. Da sie sich von jeder anderen Schicht der Gesellschaft unterscheiden, ist es nicht möglich zu sagen, ob das von den Besonderheiten ihres Berufs herkommt, der sie während der Ausbildungsanalyse verändert (vielleicht in ähnlicher Weise, wie ich mich bei der Ankunft in

36

Triest verändert hatte), oder daher, daß sie der Umgebung unheimlich sind, weil sie sich mit dunklen Dingen befassen. Sicher ist jedoch, daß die Analytiker, die das Schicksal zu Emigranten und kulturellen Außenseitern gemacht hat, es leichter haben, ihre Analysanden zu verstehen und gute Analysen zu führen. Sie sind doppelt Fremde, als Einwanderer mit einer fremden Sprache und Kultur und weil sie Psychoanalytiker sind. Wenn sich hingegen die Psychoanalyse einer anderen Subkultur anschließt, wenn sie eine Verbindung mit der Universität, mit psychiatrischen, pädagogischen oder irgendwelchen anderen Institutionen eingeht, beginnt sie sich zu verändern. Zunächst einmal wird sie unfruchtbar. Es sind nicht die neuen Aufgaben, denen sie nicht gewachsen wäre. Vielmehr verträgt es diese vertrackte Wissenschaft nicht, daß ihre Träger im Einklang mit den illusionären Wert- und Zielvorstellungen leben, die jede Institution hat und die sie pflegen muß, um als solche zu bestehen.

In Triest, wo die spannungsreiche kulturelle Vielfalt jedes dauernde Aufgehen in einem ideologisch beschützten Mutterboden beinahe unmöglich macht, würden Psychoanalytiker nicht leicht einem verderblichen Konformismus erliegen. Daß die psychoanalytische Praxis hier nicht früher Fuß gefaßt hat, dafür kann man verschiedene Gründe anführen. Einmal hatten die Triestiner Intellektuellen jener Zeit eine italienische Kultur, und es ist eine Tatsache, daß die Psychoanalyse in den lateinischen Ländern erst etwa fünfzig Jahre nach den protestantischen populär wurde, vielleicht weil sich die vertiefte Selbstreflexion erst allmählich von den Spuren des entlastenden Rituals der katholischen Beichte befreit hat. Vielleicht lag die Stadt Triest für die

Entwicklung der Analyse nicht nur zu weit im Süden, sondern auch zu weit im Osten. Die emotionelle Offenheit und Beweglichkeit der südslawischen Völker kommt dem langsamen und langwierigen Verfahren nicht entgegen. Doch mögen die starken Gefühlsansprüche, die sich aus der in slawischen Familien üblichen Erziehung ergeben, für die Analytiker, die aus dem Osten kamen, der Anlaß gewesen sein, in der bürgerlich etablierten Welt des alten Wien den Weg zurück zum Lebendigen, Triebhaften, Sexuellen zu suchen.

Als ich von Opčina hinunterfuhr, geriet ich in eine besetzte Stadt. In solchen Zeiten sind alle, die nicht im Dienst der militärischen Herrschaft stehen, gleich machtlos. Um meine bescheidenen Ziele zu erreichen (nach Zürich weiterzureisen), habe ich sofort und automatisch versucht, einen Platz in der Hierarchie zu ergattern. Das Subversive mußte in den Untergrund.

Jeder Entwicklungsschritt der Analyse ist von Dissidenten ausgegangen. Der intellektuellen Schicht angehörend, die durch ihr Wissen

37

privilegiert in den hierarchischen Aufbau ihrer Gesellschaft eingefügt ist, haben sie als »heimliche Subversive« ihr revolutionäres Werk angefangen und zäh fortgeführt. Freud hat seine Arbeit im Zentrum der katholisch-feudalen und bürgerlich-kapitalistischen Welt begonnen. Triest war wie Wien eine mitteleuropäische Stadt, hier wie dort stießen die Sprachen und Kulturen der Monarchie zusammen; ein Zentrum der Macht war es nicht. Menschlichkeit und Wahrhaftigkeit haben Freud dazu gebracht, die Unteren aufzurühren. Wo die Herrschenden fern sind, ist man nicht versucht, sie zu beugen. Eine kulturrevolutionäre Situation entsteht nicht, wo jedes Gespräch über eine kulturelle Grenze geht. Kontemplation, Literatur oder Handel und, wenn es nicht anders geht, Emigration liegen hier näher als die hartnäckige Wühlarbeit im Geistigen.\*

Früh am Morgen fuhr unser Bus in Mailand ein und hielt in einer Seitenstraße vor einer Bar. Es gab Kaffee, und der Fahrer bestand darauf, den Espresso für mich zu bezahlen. Zum Bahnhof war es nicht weit. Die gläserne Kuppel war zerborsten, aber die Trümmer waren weggeräumt. Auf den Geleisen standen bereits Züge, auch der Eilzug nach Zürich war schon da. Ich löste die Fahrkarte und kaufte den *Corriere*. Schon in Triest hatte ich ein Plakat bemerkt, das überall angeschlagen war. Jetzt nahm ich mir Zeit, es zu lesen: eine lange Erklärung des Alliierten Oberkommandos in italienischer Sprache, darunter englisch: Die Militärpolizei wird jeden Zivilisten, der mit einer Schußwaffe und Munition angetroffen wird, anhalten. Sie ist zur standrechtlichen Exekution ermächtigt. »Offenbar sind Raubüberfälle vorgekommen«, dachte ich. Dann erschrak ich. Während er ganzen Reise trug ich eine Berettapistole 9 Millimeter mit zwei vollen Magazinen in der Hosentasche. »Das fehlt mir gerade noch! das Ding muß ich loswerden. Am besten werfe ich die Pistole im Vorbeigehen unter einen Eisenbahnwagen und spaziere weiter.«

Der Bahnhof war fast menschenleer, nur wenige Reisende gingen hastig den Bahnsteig entlang, bis sie ihren Zug gefunden hatten. Ein müder Eisenbahnarbeiter prüfte eine Achse mit dem Hämmerchen. Es gelang mir jedoch nicht, die Pistole wegzuwerfen. Sobald niemand in der Nähe war, der mich hätte beobachten können, steckte ich die Hand in die Hosentasche. Bevor ich die Pistole herauszog, sah ich mich nochmals um. Vielleicht hat mich doch jemand gesehen. Ich ging weiter. Der Bahnarbeiter ging fort; er hinkte, hatte es aber anscheinend eilig. Hatte er etwas bemerkt? Ich wählte einen anderen Bahn-

\* Auf die Entstehung der Antipsychoiatrie in Görz und Triest kann im Rahmen dieses Aufsatzes nicht eingegangen werden.

38

steig, zwischen zwei Lokalzügen. Reisende waren da noch keine. Wahrscheinlich gingen diese Züge später ab. Da fiel mir ein, daß ich hier der einzige war, den man verdächtigen konnte. Waren in den wartenden Zügen Militärpolizisten versteckt, um die Reisenden zu beobachten? Ich ging zum Bahnsteig zurück, an dem der Zug nach Zürich wartete. Ein Schaffner schloß gerade eine Wagentür nach der anderen auf.

Im Gehen – wer stehen bleibt, macht sich verdächtig – dachte ich nach. Kein Zweifel, ein Verfolgungswahn hat mich ergriffen. Es gibt keine wirkliche Gefahr für mich. In Wahnstimmung macht man die dümmsten Fehler; wenn ich etwas unternahme, um meiner Angst zu entgehen, werde ich mich durch irgendeine Ungeschicklichkeit verraten. Ruhe ist das einzig Richtige. Ich stieg ein, setzte mich in ein Raucherabteil zweiter Klasse, entfaltete die Zeitung und zwang mich, nicht mehr aufzusehen, bis der Zug abfuhr. Nach der Grenze in Chiasso mußten alle Reisenden heraus und wurden desinfiziert. Mit mir machte man eine Ausnahme, weil ich als Arzt wohl nicht Träger einer gefährlichen Seuche sein konnte.

Den *Corriere* ließ ich sein, sobald auch diese Kontrolle hinter mir lag. Ich war froh, die Pistole nicht weggeworfen zu haben. Sie stammte von einem jugoslawischen Freund. Wenn man sich bei den Partisanen von einem lieben Kameraden trennen mußte, war es üblich, die Pistole mit ihm zu tauschen. Ich hatte die Beretta gegen eine Mauserpistole eingetauscht. In der Rührung des Abschieds hätte ich beinahe vergessen, ihm auch die Munition zu geben. Der Verfolgungswahn war weg.

Da ist etwas, das ich in meiner Analyse aufklären muß, dachte ich. Was ist geschehen? Es war ganz unvernünftig, Angst zu haben. Es gab keine wirkliche Gefahr. Ich wußte doch die ganze Zeit, daß ich die Pistole behalten oder auch wegwerfen konnte, nach Belieben. Da muß in mir etwas sitzen, von früher her, das mich bedroht. Eine Strafe, weil ich die Pistole habe, weil ich

entwischt bin, weil alles so gut gegangen ist, oder weil ich drüben alles im Stich gelassen habe und egoistisch meiner eigenen Wege gehe? Ist die Pistole mit Psychoanalyse unvereinbar? Ist sie ein aggressives Penissymbol, das ich nicht haben darf, wenn ich Vater Freud gegenüber trete? Haben die Kontrolleure, denen ich entkommen bin, einen Verbündeten, der in meinem Überich sitzt, und rächen sie sich auf diese Weise, oder wollten sie mir nur Angst machen? Woher kommt das? Was ist zu tun, daß man nicht von solchen Schimären verfolgt wird? Eine Psychoanalyse? Ich kam zu dem Schluß, daß meine unsinnige lähmende Angst von der Übertretung irgendwelcher Verbote, Tabus oder Vorschriften herkam. von denen ich nichts wußte. Dann verwirrten sich meine

39

Gedanken. Um mit diesen inneren Herrschaftsverhältnissen fertig zu werden, muß mir die Psychoanalyse helfen!

Ich war es zufrieden, ließ die Zeitung sein und versank in die angenehmsten Gedanken, welche Möglichkeiten sich nun auftun würden, um die Folgen von Unterdrückung der Seele zu überwinden. Diese Hoffnung ist legitim. Das ist die wichtigste Aufgabe der Psychoanalyse. G. hat das unlängst so ausgedrückt: »Für mich war die Psychoanalyse die Fortsetzung der Guerilla mit anderen Mitteln.«

Die Pistole liegt noch in einer Truhe in meinem Arbeitszimmer. Als Erinnerungsstück brauche ich sie nicht. Von Zeit zu Zeit prüfe ich die Patronen. Es war richtig, sie nicht unter den Zug zu werfen. Als Analytiker soll man neurotische Ängste überwinden und die Wirklichkeit nicht aus dem Blick lassen.